

Evangelischer Kirchentag München-Nord

Sonntag, 12.6.2016, 10.30 Uhr

Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler

Mir wird nichts mangeln - Vom Mangel zur Fülle

Liebe festliche Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder!

Kirchentage haben oft etwas Sinnstiftendes. Bei Ihrem sensationellen Fest hier im Münchner Norden ist das völlig unstrittig. Besser und schöner als Sie kann man es nicht machen. Trotzdem erinnere ich kurz an einen großen Bruder im Norden. Auf einem bundesdeutschen Kirchentag bekamen wir Papiertüten geschenkt. Sand war drin, den wir ausschütten sollten – als Sinnbild für Wüstenzeiten, die wir im Leben haben. Für die dürren Zeiten, durch die wir hindurch müssen. Ausbreitet, ausgeschüttet lag da unser Elend vor Gott. Dann war die Tüte leer. Wir sollten sie mitnehmen und füllen – mit all dem, worüber wir staunen, was uns wie ein Wunder vorkommt. Manche haben das nicht gleich verstanden. Es braucht ja oft lange, bis man nach schweren Erfahrungen endlich wieder in einer Oase landet.

Andere witzelten: „Wenn ich alles reinton soll, worüber ich mich wundere, dann reicht die Tüte nicht!“ Das ist schon auch wahr: Manchmal ist es nicht zu fassen, was wir erleben an überflüssigen Streitereien, an Wichtigtuerei, an Gemeinheiten und Unsinn, der an uns herangetragen wird, dem wir ausgesetzt sind und mit dem wir uns auseinander setzen müssen. Sie könnten sicher alle ein Lied davon singen. Aber wenn man weiter nachdenkt über die leere Wundertüte, dann wird es schon interessant. Ist Ihre leer, halbvoll oder vielleicht sogar prall gefüllt? Kann man sie schon zu machen, oder ist noch

ein bisschen oder reichlich Raum für neue Wunder in Ihrem Leben? Das können natürlich nur Sie selbst beantworten und ist eine kleine Gedankenreise wert.

Wunder im Leben, im Alltag - eine wundervolle biblische Erzählung hilft dabei, nach alltäglichen Wundern zu fahnden und nach denen, die schon sehr besonders sind. Vielleicht haben Sie die Erzählung im Kirchentagsprogramm schon vorab studiert. Jesus steht in ihrem Mittelpunkt, der seine Freunde, die Jünger fast ein wenig „trazt“, wie man in Bayern sagt, sie also neckt. Wieder einmal zeigt er mit Geist und Pfiff, wie wir unser Leben so gestalten können, dass es uns gut dabei geht – und wir bei unserem Wohlsein weder die Not und die Sorgen anderer übersehen, noch das Großartige, Phantastische, was uns und ihnen widerfährt, wenn wir nur wirklich offen dafür sind und Raum für das Extraordinäre haben – das, was außerhalb des Gewöhnlichen, Vertrauten liegt. Der Evangelist Markus schreibt:

Und er sprach zu ihnen: Geht ihr allein an eine einsame Stätte und ruht ein wenig. Denn es waren viele, die kamen und gingen, und sie hatten nicht Zeit genug zum Essen. Und sie fuhren in einem Boot an eine einsame Stätte für sich allein.

Und man sah sie wegfahren, und viele merkten es und liefen aus allen Städten zu Fuß dorthin zusammen und kamen ihnen zuvor. Und Jesus stieg aus und sah die große Menge; und sie jammerten ihn, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er fing eine lange Predigt an.

Als nun der Tag fast vorüber war, traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Es ist öde hier und der Tag ist fast vorüber; lass sie gehen, damit sie in die Höfe und Dörfer ringsum gehen und sich Brot kaufen. Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Gebt ihr ihnen zu essen!

Und sie sprachen zu ihm: Sollen wir denn hingehen und für zweihundert Silbergroschen Brot kaufen und ihnen zu essen geben? Er aber sprach zu

ihnen:Wie viel Brote habt ihr? Geht hin und seht! Und als sie es erkundet hatten, sprachen sie:Fünf und zwei Fische.

Und er gebot ihnen, dass sie sich alle lagerten, tischweise, auf das grüne Gras. Und sie setzten sich, in Gruppen zu hundert und zu fünfzig. Und er nahm die fünf Brote und zwei Fische und sah auf zum Himmel, dankte und brach die Brote und gab sie den Jüngern, damit sie unter ihnen austeilten, und die zwei Fische teilte er unter sie alle. Und sie aßen alle und wurden satt. Und sie sammelten die Brocken auf, zwölf Körbe voll, und von den Fischen. Und die die Brote gegessen hatten, waren fünftausend Mann.

Auszeit

Grandios, die Erzählung. Jesus empfiehlt erst einmal Rückzug – er und die Seinen brauchen Ruhe, nach all dem, was er für andere getan hat. Sicher ein Zeichen dafür, dass sich Wunder eher selten ereignen, wenn man atemlos, völlig aus der Puste von hier nach da rast. Wunder brauchen innere Vorbereitung, brauchen Besinnung auf sich selbst. Und darin ist Jesus wirklich ein König. Immer wieder entzieht er sich der Masse: Kein geschwätziger Partylöwe, kein bayerischer „Adabei“, den man überall in einer schicken Partyszene trifft, sondern ein zugewandter Mensch mit feinem Gespür für Nähe und Distanz. Jesus geht auf den Berg und setzt sich. Er gewinnt neuen Überblick, indem er sich selbst entlastet von allem, was andere von ihm wollen.

Jeder kennt Zeiten, in denen er von anderen, von Dritten nichts mehr sehen und hören mag. Nur noch die liebsten Menschen sind es, die man in seiner Nähe vertragen kann. Zugleich möchte sich Jesus denen nicht verweigern, die seine Hilfe brauchen. So unumstritten das Recht auf den eigenen Rückzug aus der Welt auch sein mag, mich rührt es in der Seele, dass Jesus es nicht überstrapaziert. Wir sollten uns sorgsam überlegen, wie wir uns Zeit nehmen

für uns selbst und für andere. Das ist ein zentraler Punkt des Evangeliums. Es grenzt schon an ein Wunder, wenn sich jemand nicht von irgendwelchen Zwängen beherrschen lässt, sondern Entschleunigung probt, sich Zeit nimmt, um anderen wie etwa in der Flüchtlings- und Versöhnungsarbeit Nähe, Sympathie zu schenken – nachdem er auch für sich selbst gesorgt hat.

Jesus achtet auf sich, aber ist nicht auf sich selber fixiert. Er übersieht nichts und niemand. Er hebt seine Augen auf und sieht, dass viele Menschen ihm nachfolgen. Und weit-, klarsichtig wie er ist, weiß er, dass Heilung hin, Predigt her, die Leute einfach irgendwann Hunger kriegen. Es reizt ihn offensichtlich, die Jünger zu testen, zu sehen, ob sie sozusagen bereit sind, ihre Wundertüte aufzumachen. Sind sie nicht. Sie antworten sachgemäß, was ist: Massen von Menschen und das Geld reicht nicht, um alle satt zu kriegen. Eine sattsam bekannte Argumentation: Leider, leider haben wir nicht die Mittel, um für alle Menschen zu sorgen. Irgendwer fällt immer durchs Netz. Arme wird es immer geben. Es fehlt oft einfach an der lustvollen und geistreichen Phantasie, ungewohnte Wege zu gehen.

Die Jünger konzentrieren sich eine Spur zu viel auf den Sand in ihrer Tüte. Beim Evangelisten Lukas sagen sie zu Jesus: "Denn wir sind hier in der Wüste." Stimmt. Mit trockenen, dünnen Worten erklären sie die Situation für ausweglos und verhindern die Veränderung zum Guten. So oft sind wir nicht gut, nicht klug oder schön genug, nicht engagiert oder treffsicher genug - und trotzdem! Da strahlt eine Frau, als sie dem geliebten Mann begegnet. Und er sagt: "Dein Lachen ist ein Geschenk!" Eltern machen Fehler im Umgang mit ihren Kindern, und doch spüren Töchter und Söhne: Vater und Mutter tun, was sie uns Gutes tun, von Herzen gern. Einfach geben, was wir haben. Mit Liebe verschenkt, bewirkt das einen Reichtum, den man selbst nicht für möglich gehalten hätte.

Ein Jünger zählt auf, was schon da ist: Fünf Brote und zwei Fische. Ein Kind hat beim Evangelisten Johannes mitgebracht. Ich finde diese Gegenüberstellung unglaublich geistvoll: Andreas, wörtlich der Mannhafte, erläutert dort, was nicht geht – nämlich Menschen zu ernähren. Und ein Kind hat dort das, woraus Jesus alles macht, was Menschen brauchen. Ein Kind – selbst schon ein einzigartiges Wunder, hat Lebensbrot bei sich, bringt Fische mit, die lebenswichtige Stoffe enthalten. Jesus verzichtet darauf, in einen langen Diskurs mit den Jüngern einzutreten, und sie ausgiebig über ihre ausschließliche, fast armselige Fixierung auf Sachzwänge zu belehren. Es fehlt ihnen einfach an Vorstellungskraft – und dadurch verhindern sie bei sich selber die Möglichkeit eines Wunders.

Aber Wunder zeigen, wie Grenzen überschritten und ungerechte Verhältnisse überwunden werden könnten. Übrigens: Das Alte und das Neue Testament kennen kein Wort für Wunder. Außergewöhnliche Begegnungen mit dem Heiligen werden als "Machttat" und als "Zeichen" Gottes beschrieben. Und es ist gut, wenn sachliche Gesichtspunkte nicht zum alleinigen Maßstab unserer Wahrnehmung werden. Denn dann kann es eben passieren, dass wir meinen: Wir sind nicht professionell, erfolgreich, clever oder begütert genug, um in der Gesellschaft mitzumachen. Wir sind nicht genügend ausgebildet oder befähigt, um uns und anderen gerecht zu werden. Dann lässt sich scheinbar gar nichts tun, wir sind fast erleichtert, weil wir "aus dem Schneider sind". Aber das wäre jammerschade, weil jeder, jede von uns gebraucht wird.

Das Wunder

Jesus gibt Order, dass die Menschen sich lagern sollen – auch hier wieder ist viel Ruhe im Spiel. Diejenigen, denen das Wunder zuteil wird, sollen sich lagern nicht bloß, weil man im Gehen und Stehen so ungemütlich, so stillos ist. Nein, ich denke, Jesus möchte, dass seine Gäste auch zur Ruhe kommen

– dass sie mit Genuss und Freude empfangen, was sie bekommen. Fast Food gibt es bei ihm wahrlich nicht. Er selber dankt. Wunder sind kein Automatismus, nichts auf Bestellung. Was Jesus gelingt, kommt vom Vater – wie das, was wir manchmal in unser Leben zaubern dürfen: Als Essen auf den Tisch, aus Resten, die andere vielleicht wegwerfen würden, als Lächeln im Gesicht eines anderen, als Überraschung für die, die wir lieben oder für Menschen, um die wir uns sorgen. Das Wunder geschieht: Es reicht für alle.

Und – wie bei Wundern üblich – sie sind überbordend. Jesus sorgt dafür, dass die Grenzen des Vorstellungsvermögens nicht nur seiner Jünger überschritten werden. Er macht möglich, dass das Wunder alle Grenzen sprengt. Es bleibt viel übrig – nichts darf umkommen. Das Wunder wird in die Tüte gepackt, in die „doggy bag“, damit man etwas nach Hause nehmen kann, in den Alltag hinein – vielleicht denen etwas mitbringen, die nicht dabei waren. Zum Glück reagieren viele Restaurants heute nicht mehr gespreizt, wenn man nicht aufisst und – wie ich - sich die Reste mitgeben lässt. Schließlich ist es auch ein Wunder, dass wir zu essen haben und nicht hungern müssen. Die Speisung der 5000 zeigt: Es soll nichts verkommen vom Wunder – es soll zum alltäglichen Bestandteil des Lebens werden.

Der Alltag

Was uns verschwenderisch zuteil wird im Leben, dürfen wir nicht vergeuden. Viele der Älteren unter uns haben das noch so gelernt. In einem Kochbuch aus meinem Geburtsjahr ist ein ganzes Kapitel den Resten gewidmet. Und ich finde die Aktion des Verbraucherschutzministeriums „Zu gut für die Tonne“ ganz richtig – in einer App mit Rezepten und Einkaufslisten wird darauf hingewirkt, dass nicht mehr jeder Bundesbürger im Schnitt 82 Kilo Lebensmittel jährlich wegwirft. Das sind elf Millionen Tonnen Obst, Gemüse, Brot und Nudeln, Milchprodukte, Getränke, Fisch und Fleisch im Jahr, die

auf dem Müll landen. Die Aktion „Brot für die Welt“ ist ebenfalls in dieser Richtung unterwegs mit dem Projekt „Verschwenden beenden“. Nach der Speisung der 5000 hat Jesus die Reste in Körbe sammeln lassen.

Mit unserer Wegwerfmentalität vergeuden wir Ressourcen: Um ein Kilo Äpfel herzustellen, braucht es 700 Liter Wasser, bei einem Kilo Rindfleisch sind es 15 000 Liter. Es braucht Ackerflächen, Dünger, Energie, Arbeit. Eine Milliarde Menschen hungert, 4000 Kinder sterben täglich, weil sie kein sauberes Wasser haben. Wir tun viel für sie, wenn wir weniger konsumieren und verschwenden, weil dann die Nachfrage auf dem Weltmarkt geringer wird, weltweit die Preise sinken und wir weniger Wasser verplempern. Die Menschen armer Länder könnten sich für weniger Geld ausreichend ernähren und hätten sauberes Wasser. Das wäre ein wirkliches Wunder! Jesus stiftet an, an solchen Wundern selber mitzuwirken. Nachzudenken, wie man sie zustande bringt und mit Resten achtsam umzugehen.

Er ist ein Vorbild darin, sich mit Wundern nicht dicke zu tun: Er zieht sich zurück, als das Volk ihm huldigen will. Leben zu geben in Hülle und Fülle ist für Gottes Sohn selbstverständlich – kein jovialer, huldvoller Akt, sondern es entspricht dem Willen Gottes, von dem alles Leben kommt. „Die ganze Schöpfung ist die Schönschrift Gottes, wir müssen nur verstehen, sie zu lesen“ hat Ernesto Cardenal gesagt. Uns wird permanent Gutes und Schönes in unsere Wundertüte gepackt. Wir müssen halt hineinschauen. Da ist der Partner, der einen aufrichtig liebt, Freunde, die zu einem stehen. Es ist das Leben, das nicht dahin plätschert, sondern Sinn hat. Arbeit, die Freude macht und nicht allein Mühe ist. Menschen, die geflohen, Zuflucht bei uns suchen und sich in unsere Nähe geborgen wissen. Kinder, die uns vertrauen.

Die Chance, ohne ganz große finanzielle Sorgen leben zu können. Die Freude an einer Jugend, die eigene Kreativität entwickelt, an Menschen, die mitten

im Berufsleben stehen und sich zugleich ehrenamtlich engagieren, an alten Menschen, die an ihre Lebensweisheit Anteil geben. Natürlich gibt es im Leben auch Sand, Wüste, Enttäuschungen. Das eigene Leben ist kein ebenmäßiges, glattes Gesamtkunstwerk, wie man es in jungen Jahren geplant hatte. Es gleicht eher einer Wanderung durch dunkle Täler, platte Ebenen, trockenes, steiniges Gelände – aber eben auch durch Wiesen, sonnenbeschienene Höhen, durch prächtige Felder. Diese Wunder geben Auftrieb. Sie sind kein Ausdruck unerfüllbarer Wünsche oder kindlicher Ausbruch aus der Wirklichkeit.

Sie sind ein Geschenk Gottes an uns. In dem Lied Luthers "Ein feste Burg ist unser Gott" heißt es: "Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren". Wir merken manchmal, dass wir mit unseren Kräften am Ende sind. Dass uns die Ideen ausgehen, wir Probleme falsch beurteilen, Ängste uns nicht mehr loslassen. Jesus nimmt Brot und Fisch, gibt sie den Seinen, damit sie sie weiterreichen. In dieser Geste, die an unser Abendmahl erinnert, liegt Beruhigung und Trost. Das, was ich brauche, bekomme ich. Nicht immer so, wie ich es unbedingt haben wollte. Wunder gibt es nicht einfach auf Bestellung – und schon gar nicht so, wie wir sie uns denken. Gott verzaubert unser Leben nach seinen liebevollen Ideen, mit einer Schöpferkraft, die sich nicht dirigieren lässt.

Wenn es uns schlecht geht, sollten wir uns erinnern, in welcher schwierigen Lagen wir bereits waren. Erinnern wir uns, wie wir sie durchlebt haben und dass wir hindurchgekommen sind. Erstaunlich, wie sich immer wieder Schmerz und innere Leere verwandeln können; wir wieder Lust am Leben und ein Herz für andere haben. Wundern wir uns aufs Neue, wie das so geht: Ausgeschüttet, ausgebreitet sind vor Gott die Wüstentage – und prallvoll, halb gefüllt oder wieder einmal bereit ist die Wundertüte unsers Lebens, je nach Gemütslage, nach Zweifel oder Glauben. Liebe Schwestern und Brüder,

uns wird nichts mangeln. Denn, wie es der Psalm sagt, vor Gott ist Freude die Fülle und Wonne zu seiner Rechten ewiglich. Seien Sie also ab sofort bereit für kleine und große Wunder Ihres Lebens. Amen.